

Bäuerliche Aufwendigkeit, aber auch Sparsamkeit in der alten Dachauer Frauentracht

Von Dr. Barbara Brückner

In den alten Bauerntrachten spiegelt sich das Selbstverständnis früherer Bauerngeschlechter. Man hat »ein schönes Sach«, »man ist net auf der Brennsuppn dahergeschwommen«. Man werkelt zwar alle Tag' hart, aber man hat's auch zu etwas gebracht und man darf es zuweilen auch »raushängen lassen«. Das ist die Grundlage der schönen, aufwendigen Dachauer Tracht, die aber bei genauerem Zusehen auch ganz diskret die bäuerliche Sparsamkeit nicht verleugnet. Es lohnt sich, den Einzelheiten der *alten* Dachauer Tracht, vor allem der Festtagstracht der Frauen nachzugehen, die deutlich diese Gesinnung erkennen läßt; etwa so, daß man den »Schmuck« in der landläufigen Bezeichnung ins Auge faßt, wobei vor allem die Kunst der Silberschmiede herangezogen wird; dann die technische Sorgfalt der Ausführung im handwerklichen Sinn, ferner die Kostbarkeit der Textilien und schließlich die großzügige Fülle des verwendeten Materials.

Was bei anderen bayerischen Trachten, vor allem im Gebirge, vom Gold- und Silberschmied kommt — besonders Schnürketten mit kunstvoll gefaßten Münzen und Anhängseln, Miederstecker, Broschen und Nadeln, auch Schuhschnallen — findet sich in der alten Dachauer Tracht nicht, jedenfalls nicht ursprünglich. Wenn das bekannte Gemälde von Walter Georgi bei der schönen Dachauerin eine solche Miederverschnürung zeigt, so ist das eine Ausnahme, eine Übernahme aus anderen Trachten. Durch Erbgang oder bei sehr reichen Familien konnten zur Zeit der Dachauer Künstlerkolonie wohl solche Schmuckteile verwendet worden sein. In der Zeit vor der Vermischung der Trachten aber verschnürte die Dachauerin das kurze Leibl mit einem handgewebten, lebhaft roten Bandl mit hellen Zickzacklinien. Es war etwa 1½ cm breit, etwa 2 m lang, hatte seidene Quasten von roten und weißen Fäden an den Enden und wurde nach alter Sitte nicht kreuzweise, sondern im Zickzack geführt.

Die Florschnalle

Dennoch war es auch bei der eigenständigen und selbstbewußten Dachauer Frauentracht der kostbare Schmuck, der auffiel, der zur Schau trug, was man sich leisten konnte. In voller Festtracht war vom Kinn bis zur hochgezogenen Taille und von einem Ärmel des seidenen Jankerls bis zum anderen ein einziges Blinken und Prangen. Die Florschnalle war der Blickfang. Sie bestand aus den beiden Teilen des zusammengesetzten Wortes: Flor und Schnalle.

Der Flor, ein ca. 60 cm im Quadrat messendes, zartes schwarzes Seidentüchl ohne Musterung, war so eng gefaltet, daß seine Breite nur mehr etwa 7 cm betrug. An den durch eine biegsame Versteifung gefaßten Schmalseiten waren die beiden Teile der silbernen Schnalle befestigt. Zweimal herumgeschlungen, bedeckte der »Flor« den Hals. Die Schnallen schlossen mit Haken und Öse.

Über der Versteifung neben dem Verschuß war rechts und links ein gut 4 cm breites Stück bester echter Silberborte als Schmuck und Festigung zugleich angebracht. Das ergab einen breiten silberschimmernden Fleck über die ganze Vorderseite des Halses. Da die Florschnalle als Familienschatz sich von einer Bäuerin zur anderen vererbt werden sollte, konnte das Florende nach Bedarf eingeschlagen oder erweitert werden. Man hatte etwas »zum Herauslassen«, eine kleine Einsparung bei der großen Ausgabe für die Silberschnalle. Vor mir liegen zwei prachtvolle Florschnallen, wirkliche Volkskunst, beide mit dem Silberstempel innen an der Haften. Rechnet man die Wölbung in der Halsrundung mit, dann mißt die eine Florschnalle geschlossen 16 cm, die andere 18 cm in der Breite, bei 9 cm bzw. fast 11 cm Höhe. So ist mit den anschließenden beidseitigen Bortenstücken der Hals der Trägerin auf 21 bzw. 24 cm Weite »versilbert«; und dies in seltener Kostbarkeit! Die Schnallenteile sind feine Filigranarbeit. Auf eine Bodenschnalle sind gewölbte Spiralen aufgesetzt, darauf ein sternblumenartiges vergoldetes Mittelstück mit drei Rosetten aus silbergefästem farbigen Glasschliff als Bekrönung. An den Außenseiten neben dem schwarzen Flortüchl kann noch ein roter oder grüner Glasschliff im Filigran eingesetzt sein.

War nun die kleinere Florschnalle für ein Mädchen gearbeitet, die größere für eine stattliche Frau? Bei der Kostspieligkeit dieses Schmuckes dürfte bei mittlerem Besitz die Zahl der Florschnallen beschränkt gewesen sein. Oft mag im Erbgang ein solches Stück für mehrere Generationen ausgereicht haben. Übrigens, für unsere heutige Einstellung ein schrecklich heißes, unbequemes Tragen, ein bloßes Repräsentationsstück; »zum Angeben« würde mancher heute sagen. Damit ist auch zu erklären, daß man das ohnehin schon zu große Schmuckstück später noch größer anfertigte. Die zweite der beiden mir vorliegenden Florschnallen ist schon nicht mehr so fein gearbeitet, im Bau vergrößert. Sie sollte noch auffälliger wirken durch ein drittes und sogar viertes »Stückwerk«. Zwischen Boden und Randwölbung sind kreuzweise noch breite, vergoldete Bänder durchgeflochten, die vorher einfache Sternblume ist zur »gefüllten« geworden, in deren Mitte in vergoldetem Filigran neun gestielte Silberkugeln als Staubgefäße sitzen. Insgesamt drei Blumen in geperlter Fassung, jede mit einem roten, größeren »Glasstein« in Facettenschliff, umringt von zehn grellblauen Blütenblättern prahlen da, noch dazu umgeben von weiteren vergoldeten Filigranblumen mit vergoldetem Stempel. Da ist die Aufwendigkeit des »geldigen« Hofes wahrhaftig herausgefordert! Wie kamen solche Familienstücke dann in den Handel? Hoffentlich nicht durch falsch verstandene Sparsamkeit, die nur den Geldwert sah! Vielleicht durch unvorhergesehene Ereignisse im Erbgang. Nach dem Absinken der Tracht zum Museumsstück sieht man Florschnallen manchmal bei Festlichkeiten offen mit

dem Flor um den Hals gehängt, sodaß die Silberschnallen vorne auf der Brust baumeln oder zu moderner Kleidung an modischer Kette die Hälfte der Silberschnalle als Anhänger getragen.

Der Brustfleck

Doch denken wir wieder an den großen »Silberschild« der alten Frauenfesttracht. Zwischen Florschnalle und Schürzenbund, senkrecht gesehen, prangte der reiche Brustfleck, an dem in vielen Trachten die Schmuckfreude erfinderisch tätig war. Der »Stecker« ist jeweils ein steifes, schildförmiges Stück, das unter der Verschnürung des Mieders saß. Oben rund ausgeschnitten, seitlich nach unten im Bogen verengt, saß er bei der Dachauer Tracht auf den dicken Falten des Bollnkidls mit der waagrecht abgebogenen Spitze wie auf einer Stütze auf. Drei Stücke liegen mir vor. Der eine mit schwarzem, in sich gemustertem Damast mit eingewebten Blumen in leuchtendem Rot und Grün und leonischen Goldfäden. In der Höhe der größten Breite ist eine kleine, leere Stelle ausgespart, in die eine handgestickte Blume in Sprengtechnik mit echtem Goldfaden eingesetzt ist, sechsteilig, mit farbigem Glasschliff in der Mitte und blitzblauen, kleinen Perlen in echtem Golddraht in den Blattwinkeln. Ein hübsches Ding, sichtlich aus Resten zusammengefügt, sehr gut in der beabsichtigten Fernwirkung auf dem feierlichen, wenig farbigen Schwarz und Gold. Der andere Stecker ist ganz mit 6 cm breiter, guter Goldborte bedeckt, fein eingeteilt, mit Reihung, ohne zusätzlichen Schmuck. Zu der silbernen Florschnalle wirkt er prächtig. Der dritte, sichtlich aus dem Bemühen geworden, anderes in den Schatten zu stellen. Es ist ein stark auftragender Goldbrokat mit kräftigem Goldmuster im glatten Grund und sehr farbigen, eingewebten Blumen in Silber, Hellblau und hellem Violett, Grün, Weinrot, Süßlila und hellbraunen Beeren. Der lebhaften Farbigkeit entsprechend tritt hier die Verarbeitung zurück. Doch ist im Blickpunkt ein Fensterchen ausgespart, aus dem echte Silberborte, etwas Zinnober und Grün und eine in Sprengtechnik handgestickte Silberblume durch kleine Silberperlen um einen hellblauen Stein und Goldpailletten blitzen. Allen drei Stücken sieht man an, daß sie nicht beliebig »gebastelt«, sondern von der Gold- und Silberstickerei alter Schule kundiger Hand gestaltet wurden. Aufwendigkeit am rechten Fleck, hier wörtlich zu nehmen! Dabei ist aber doch wieder Sparsamkeit ganz leise im Spiel: Die abgebogene Spitze, die auf dem dicken Bund aufsitzt und von der untersten Haften des Miederleibls sicher bedeckt wird, ist ganz abrupt neben dem sichtbar werdenden, ausgewählten Material bei allen drei Steckern mit ganz gewöhnlichem Baumwolldruck von einem Arbeitsfürtuch oder Ähnlichem genommen. Man brauchte dadurch doch 8 bis 10 cm weniger von dem kostspieligen Gewebe! Auch die Rückseite des Steckers ist mit billigem Zeug überzogen, einem alten Stückl Bauernleinen oder Baumwollnem. Der Rand, der unter dem Mieder verschwindet, ist bei allen drei Stücken, der daneben sichtbaren Pracht zum Trotz, aus gelber Baumwollborte mit ein paar leonischen Silberfäden. Die Bänder aber, die in unmittelbarer Nähe des oberen Randes zum Festbinden des Steckers nötig sind,



Fr. Xaver Wölfl: Frau in Dachauer Festtagstracht, 1943, Öl.

Foto: Jaeger & Georgen, München

wurden überwiegend aus bestem Material gewählt: Für den Goldbrokatstecker aus 6 cm breitem Seidenrips mit Zacken, für den Goldbortenstecker aus schönstem, erdbeerfarbenem Seidenband mit gelben Randzacken und eingewebten, gelben Blüten in grünem Laub. Nur der schwarzgrundige, aus Restchen zusammengesetzte, hat auch hierin sparsam schmale, ziegelrote Wollbänder! Übrigens ist der Miederstecker als solcher nur Ersatz für ein fehlendes ganzes Stück Unterkleidung, das nur teilweise sichtbar wurde, und so eine Erfindung sparsamen Sinnes.

Wenden wir uns von dem besonders ins Auge fallenden Bruststück unserer Tracht ab, so zeigt der Vergleich mit anderen Volkstrachten, daß das Land an der Amper außer der Hochschätzung goldener Ohringe keinen großen Aufwand z. B. für Fingerringe oder kostbare Haarnadeln kennt. Eine vollständige Dachauer Frauenfesttracht in meinem Besitze enthielt außer der Florschnalle eine einzige Brosche, ein Porzellanoval, 5 x 4 cm groß, mit gemaltem Madonnenbild (nach Carlo Dolci) in Silberfiligraneinfassung auf glattem, zinnenförmig eingeschnittenem Silberrand. Übrigens sei hier erwähnt, daß es im Dachauer Land auch billigere Florschnallen gab, mit einem Boden aus gelochter Preßarbeit und darin eingesetztem bunten Glasschliff.

Im Sack des Bollnkidls verstaut, fand ich einen großmächtigen Rosenkranz mit schwarzen, perlmutteingelegten Holzperlen. Das silberbeschlagene Gebetbuch in violetter Samt gehörte dazu wie das spitzenumrandete weiße Sacktuch, dem man eine Verkleinerungssilbe nicht zugestehen kann.

Die Kopfbedeckungen der Dachauer Bäuerin bringen uns zu der oben angesprochenen Sorgfalt handwerklicher Ausführung verschiedener Werkstätten außer den Silberschmieden.

Der Tag der höchsten Prachtentfaltung war der Hochzeitstag. Da trat der »Potzenhafen«, die Brautkrone aus Flitter,

buntem Glasschliff, Spiegeln und Golddrahtgespinst zu der schwarzen Brauttracht in Erscheinung. Wie ein breiter, rechteckiger Schild überhöhte das Mittelstück die Stirn. Um eine Stern- oder Blütenform gruppiert, funkeln da silberne und goldene Pailletten, roter, blauer, grüner Facettenschliff, von Silber- und Golddraht umfaßt. Seitlich und auf dem Rücken aber gestalteten die Seidenbänder eine Krone. Eine mächtige Schleife aus hochrotem, breitem, »gewässertem« Moiréband mit eingewebten Zacken saß über dem »Schild«. Die Kranzlbinderin in der Münchner Stadt hatte die Zierstücke mit kreis- oder rautenförmigen Spiegelboden geschmückt und die Filigranarbeit, die Flittergehänge aufgenäht sowie über rot umwundenen Flachszipfen eine Fülle roter Bänder drapiert.

Die Florhaube

Die Kranzjungfrauen trugen die weiße Florhaube mit den zart lavendelblauen, seidenen Zackenbändern, die der Kunst der Haubenmacherin den Schmuckeffekt der 9 bis 11 cm breiten Tüllspitzen über der Ohren- und Wangenpartie verdankte. Hier war der gestärkte Tüll geschickt durch Einziehen kräftigen Zwirns fein gefältelt. Offenbar war die Florspitze eine Sonderherstellung in dieser Breite mit dem zarten, eingewebten oder eingestickten Rankenmuster, oft auch in kräftigem Kettenstich. Sogar eine glockenförmige Fantasieblume hat die Haubenstickerin auf dem festen Batistboden appliziert. Zuweilen trägt er auf der Rückseite auch schöne, echte Weißstickerei.

Die verheirateten Frauen trugen die schwarze Florhaube, die gleich kunstvoll gearbeitet, eine dekorative, breit liegende Stirnschleife aus teurem, schwarzem Moiréband zierte. An verschiedenen Künstlerbildern, wie bei Georgi, erscheint der feine Reiz gerade des schwarzen Flors über den rosigen oder gebräunten Gesichtern klar erfaßt. Da ich seit jenem Kauf die beschriebenen beiden Florhauben selbst besitze, kenne ich aber auch die erheiternde kleine Sparsamkeit ihrer vormaligen Besitzerin: Die Eigentümerin der schönen, schwarzen Florhaube mit dem Boden aus schwarzem Damast, mit silberweißen, heraldischen Linien in edlem Muster und dem raffiniertem Abschluß durch ein Stück Posamenteriebörtchen aus schwarzen Perlen an den Florspitzen war sparsam genug, das schöne Häubchen mit zweierlei baumwollenen Stoffresten zu füttern, die sie mit kräftigem Zwirn einnähte.

Dem winterlichen Gebrauch war vor allem im 19. Jahrhundert die Pelzhaube aus Biberfell vorbehalten, eine solide Anschaffung, die manchen Batzen kostete, aber auch weitervererbt werden konnte.

Der Spenzer

Zur sichtlichen Aufwendigkeit der Dachauer Tracht gehörte ein hoher Mut in der Auswahl kostbarer Textilien. Das haben die bisherigen Aufzeichnungen wiederholt gezeigt; doch seien an Hand zur Verfügung stehender Originalstücke noch genauere Nachweise erbracht.

Zu dem Glanz der Florschnallen und der Pracht des Leibsteckers trat der festtägliche Spenzer für den Kirchengang mit seinen auserlesenen Stoffen als stark in die Augen fal-

lendes Stück. Vorne weit offen, ließ er die Stämmigkeit der Trägerin erkennen durch seine Kürze. Der Hauptbestandteil dieses damastseidenen Oberkleides (im Sommer) sind die mächtigen Schinkenärmel. Bei dem mir vorliegenden Exemplar leuchtet aus dem schwarzglänzenden Grund das eingewebte dichte Muster aus lila, violetten, goldgelben und kardinalroten großen und kleinen Blüten zwischen elegant geschwungenen und geknickten Schilfblättern. Die Ärmel sind dick mit fein kartätschter Schafwolle ausgepolstert. Die Rückenlänge mißt nur 26 cm, die vordere sogar nur 15 cm. Die Feierlichkeit betonen in Falten gelegte Rüschen am Handgelenk und echte, breite Silberborten an Ärmelbündchen, Halsausschnitt und beiden Vorderrändern. Dazu kommt der Silberglanz und das leise Klingeln der schweren Silbertalerknöpfe. Rechts und links ragen über den Vorderrand je sechs Silbermünzen, Patrona-Bavariae-Zwanziger, die auf 15 cm Länge nur durch dachziegelartiges Übereinanderlegen unterzubringen waren. Schaut man dieses aufwendige Kleidungsstück von innen an, so kommt beinahe schelmisch die Sparsamkeit wieder zum Vorschein: Das Futter ist nur bei den Ärmeln, deren Wolle sonst »beißen« würde, aus dichtem Baumwollstoff, sonst aber zum Tragen über dem Miederleibl aus eigenerzeugtem Bauernleinen. Sehr handfest ist zur Sicherung der teuren Knöpfe ein ganz gewöhnliches Spagatschnürl mit dickem Knotenende durch die Ösen gezogen. Es wäre ja auch wirklich schade um die »Taler«, die sämtliche zwischen 1779 und 1786 geprägt wurden!

Das Firta

Der Schurz, das Firta, beherrscht des weiteren die Vorder- und zum Teil die Hinteransicht der festlichen Dachauerin. Aus Seide mußte er sein, geblümt und so weit, daß er reich gereiht bis zum Kildsaum die Gestalt umbauscht. Der Festlichkeit noch nicht genug, muß über den breiten Bund noch ein breitprächtigtes Seidenband so gebunden werden, daß eine Masche in der Breite der silbernen Brustfront und noch zwei Bandenden bis zum unteren Kildsaum »herauskommen«. Hier nun sei der kostspieligen Seidenbänder gedacht, die meiner Dachauer Tracht beigegeben waren. Alle Farbenpracht ist da eingesetzt. Ausnahmslos wählte man Zackenband, vielfach »gewässert«, d. i. Seidenmoiré in schönem Blauviolett, etwa 3,6 m Länge bei 10 cm Breite. Außerdem sorgt die reichlich gebundene Schleife mit herabfallenden Zackenbändern für den Rückenschmuck und die darüber sitzende zweite Schleife für eine erhöhte Wirkung. Vorrätig war noch ein schwarzes Samtband, ein ausnehmend schönes, 8 cm breites Stück mit eingewebtem Blumen- und Ornamentmuster in Weinrot, mehrerlei Grün und auf braunrosa Seide dieselbe Musterung nochmals, noch prächtiger, farbiger in der Wirkung. Man sieht: Viele Kleidungsstücke werden aus kostbaren Stoffen erstellt, aber gute Sparsamkeit berechnet, daß solche Ausgaben fürs ganze Leben mindestens, wenn nicht auch für die Feiertage der nachfolgenden Hausmutter ausreichen soll. Darum ist es, genauer besehen, zuweilen eine etwas verblichene Herrlichkeit gewesen, was zur Hochzeit und Taufe aus der Truhe geholt wurde.

Und das seidene Firta sollte sein Geld auch insofern »verdienen«, als es den Bollnkidl darunter zu zwei Dritteln verdeckte. Es wäre ein zu teurer Spaß gewesen, wenn dessen Weite aus dem kostbaren Seidendamast hätte zustande kommen müssen. Da der Kidl nur zum kleineren Teil zu sehen war, aber nach altem, bäuerlichem Schönheitsideal weit und »wohlhändig« aussehen sollte, wurde er aus ziemlich grobem, schwarzem Wollstoff erstellt und dicht in 10 cm tiefe Falten gelegt bis auf die schmale Vorderbahn. So konnte er die Gestalt umrunden. Aufwendigkeit diesmal baucrnischlau mit Sparsinn vereint, erreichte es, daß der Kidl auftrug, aber des billigeren Stoffes wegen nicht zu teuer kam. Um dem Auftragen kräftig nachzuhelfen, wurde von der »Nahderin« innen mit ganz grobem Zwirn durch die einzelnen Falten eine Art Reifen gezogen, um das Auseinanderfallen derselben zu verhindern. Seine wohlgefällige Zier erhielt der Kidl durch einen ziegelroten Tuchbesatz, der frisch und hübsch zu seinem manchmal gedämpften Schwarz steht. Man sagt, er habe 30 Pfund und darüber gewogen. Dieses Gewicht trugen nicht die Hüften, sondern die Schultern. Kurz und stumpf wie die Figur war das Kidlleibl mit breiten, gedoppelten Schulterträgern aus grüner Handwebe. Das mir vorliegende Stück ist aus größtem Bauernleinen, über dem Rockbund sogar in drei Lagen, als Futter genommen. Darüber ist mit Russischgrün, Moosgrün und Apfelgrün in Stücken grober Handwebe das ärmellose Leibl gearbeitet. Die breite, echte Silberborte läuft, an den Arm- und Halsausschnitten in Fältchen gelegt, rundum, aber nur auf der Rückseite. Da das Leibl vorne an sich offen, einen Latz hatte, ist hier prompt an den verdeckten Stellen stückchenweise die schöne Borte ausgespart. Im Sommer kamen im Gegensatz zu der Kirchentracht bei der Arbeitskleidung die leinenen Hemdärmel zutage. Zur Arbeitserleichterung gab man hierbei den baumwollenen, kleingebühten Baumwollstoffen und dem glatten Rock samt einem einfachen Einstecktüchl den Vorzug. In die Zeit des beginnenden trachtlichen Abbaus fallen viele Künstlerbilder zur Dachauer Frauentracht, wie etwa die Wilhelm Leibls, der im Jahre 1900 starb. Immerhin haben auch diese ausgehenden Formen noch, wie der alte Bollnkidl, den »Sparfleck«, ein Stück billigeren Stoffes an der von der Schürze überdeckten Stelle des Rockes, was aber auch anderen Volkstrachten eigen war.



Fr. Xaver Wölfl: Frau in Dachauer Werktagstracht, 1943, Öl.
Foto: Jaeger & Georgen, München

Hat damit die Sparsamkeit das letzte Wort in unseren Überlegungen zur alten Dachauer Frauentracht? Ich denke nein! In ihrer Aufwendigkeit ist diese ein Stück bäuerlicher Kulturgeschichte, ja Volkskunst. Wir achten und ehren sie in ihrem soliden Stolz als den wohlverdienten Segen harter Arbeit. Es war eine gesunde und richtige Lebenseinstellung, die Aufwendigkeit und Sparsamkeit miteinander vereinte. Es stünden nicht so prächtige Höfe im Amperland, es gäbe nicht so viele gute Möbelstücke in ihren Stuben und so viele Reichtümer heimatlicher Werte, wenn nicht die Vorfahren ernste Grundsätze, zerarbeitete Hände und dennoch Sinn für freudigen Besitz und frohe Feste gehabt hätten.

Anschrift der Verfasserin:

Oberstudiendirektor Dr. Barbara Brückner, 808 Fürstenfeldbruck, Stadelberger Straße 7.

Die Anfänge der Dachauer Mooschwaige

Von Dr. Gerhard H a n k e

Josef Bogner berichtete in seinem Beitrag »Die Kultivierung öder Gründe im Dachauer Landgerichtsbezirk«, Amperland 5 (1969), 44-49, umfassend über die kurfürstlichen Bestrebungen, die zahlreichen damaligen Ödländereien des Amperlandes wirtschaftlich zu nutzen. Diesen Bestrebungen verdankt die Obere Mooschwaige an der Schleißheimer Straße beim heutigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium in Dachau ihre Entstehung. Die Da-

chauer Mooschwaige — von der Jahrhundertwende bis 1934 ein Zentrum des Dachauer Kulturlebens, und dann bis zur Errichtung des Caritas-Altersheimes in der Schillerstraße ein Refugium alter Bürger der Stadt — ist eines der wenigen Beispiele, in denen die kurfürstlichen Landeskulturmandate des 18. Jahrhunderts von einem zumindest gewissen Erfolg gekrönt wurden. An der Entstehungsgeschichte der Dachauer Mooschwaige kann deshalb kon-